

Rede des NZZ-Chefredaktors Eric Gujer an der Generalversammlung der AG für die Neue Zürcher Zeitung am 23. April 2022 (Markierungen von information-intelligence.ch)

Wenn die Welt dank Covid eines gelernt hat, dann dies: Es gibt keine Übertreibungen, es gibt nur einen Mangel an Vorstellungskraft.

Hätte ich an der Generalversammlung 2019 behauptet, dass das öffentliche Leben stillgelegt würde, hätten die Zuhörer gestutzt. Hätte ich prophezeit, dass der Besuch eines Supermarkts über lange Wochen das Maximum der erlaubten Zerstreuung darstellen würde, hätte man gelacht. Hätte ich vorhergesagt, dass ein Tag im Büro als wunderbare Abwechslung gelten würde, wäre ich für übergeschnappt erklärt worden.

Alles ist eingetroffen, was wir uns 2019 nicht vorstellen konnten. Und wie hätten die Leser und Leserinnen reagiert, wenn die «Neue Zürcher Zeitung» vor einem Jahr prognostiziert hätte, dass mitten in Europa ein Angriffskrieg geführt würde, der die Bilder des Zweiten Weltkriegs heraufbeschwört?

War ich ein Kriegstreiber?

Ich habe mir nie Illusionen über Putins Regime gemacht. Nach der russischen Invasion in der Ostukraine 2014 plädierte ich dafür, die Regierung in Kiew mit Waffen auszustatten. Das galt damals als Kriegstreiberei, ich hielt hingegen einen weiteren begrenzten militärischen Konflikt für unausweichlich.

Allerdings rechnete ich nicht mit einem totalen Krieg, dem russischen Überfall auf die ganze Ukraine. War das ein Mangel an Vorstellungsvermögen oder die Angst, der Übertreibung bezichtigt zu werden? Dabei hätte ich mehr als jeder andere gewarnt sein müssen. Denn eine strenge Lehrmeisterin – die Geschichte – erteilte mir eine Lektion, die mein journalistisches Leben seit dreissig Jahren prägt.

Im Juni 1989 sass ich mit Freunden unter einem Apfelbaum in Weimar, einer damals grauen Stadt in der grauen DDR. Das Regime hatte gerade Wahlen gefälscht. Das war nicht neu, aber erstmals protestierten die Bürger dagegen.

Die Runde unter dem Apfelbaum fragte sich, ob jetzt Erich Honecker durch einen jüngeren Apparatschik abgelöst würde. Wir fanden das Gedankenspiel verwegen. Erst recht rechnete niemand mit dem Ende der DDR. Welch ein Irrtum, Welch ein Mangel an Vorstellungskraft!

Wenige Monate später war die Mauer gefallen, und ich berichtete für die NZZ aus einem untergehenden Staat. Ich hatte einen Logenplatz auf der «Titanic», mit dem Unterschied allerdings, dass die meisten Passagiere den Untergang des schrottreifen Dampfers DDR bejubelten.

Die Lektion, die ich damals lernte, war so simpel wie folgenschwer: Alles ist möglich. Ein Überwachungsstaat, den alle für unsinkbar halten, kann untergehen. Das sowjetische Imperium in Osteuropa kann sich in Luft auflösen.

Alles ist möglich. Ich hielt den Satz für eine Verheissung. Schliesslich stiess das Epochenjahr 1989 das Tor zu Freiheit und Selbstbestimmung auf. Dass die Verheissung zugleich eine Drohung war, begriff ich erst fünf Jahre später.

Inzwischen war ich Korrespondent in Russland und reiste immer wieder ins Kriegsgebiet nach Tschetschenien. Im verwüsteten Grosny suchte ich Deckung hinter Sandsäcken. Wieder hatte ich einen Logenplatz. Diesmal jubelte niemand.

Nach 1989 ging vergessen, wie instabil die Welt ist

Der Mauerfall, der Krieg in Tschetschenien – und wie man hinzufügen könnte: auch der Krieg in der Ukraine oder die Corona-Pandemie – haben eines gemeinsam. Es ist der Mangel an Vorstellungskraft, der uns glauben lässt, das Welttheater kenne Stabilität. Zeitenwenden bringen manchmal eine Veränderung zum Besseren; oft tritt das Gegenteil ein.

Der Niedergang des Kommunismus liess Demokratie und Marktwirtschaft von der Ostsee bis zum Kaukasus triumphieren. Zugleich entstand ein Machtvakuum. Der Tschetschenienkrieg war hierfür ein Vorbote, endgültig explodierte die Zone der Instabilität in der Ukraine. Historische Glücksmomente gebären unweigerlich neue Katastrophen.

Natürlich gibt es in der Geschichte immer wieder stabile Phasen. Vom Wiener Kongress 1815 bis zum Krimkrieg 1853 erlebte Europa einen langen Frieden. Der Krieg auf der Krim und am Schwarzen Meer zerstörte dann das von Fürst Metternich gesponnene Netz der Allianzen und internationalen Konferenzen. Machen wir uns nichts vor. Schon im 19. Jahrhundert existierte eine regelbasierte Ordnung, die wir doch für die grösste Errungenschaft der Gegenwart halten. Damals wie heute macht Gewalt alle Regeln zunichte.

Es war kein Zufall, dass 1853 ein Konflikt am Rande Europas den Frieden beendete, so wie heute der Ukraine-Krieg einen Schlusspunkt hinter die 1989 entstandenen Verhältnisse setzt. In den Bruchzonen, nicht in den Zentren prallen die Machtansprüche aufeinander. Das war schon so, als die Ermordung des habsburgischen Thronfolgers in Sarajevo den Auftakt zum Ersten Weltkrieg bildete.

Sarajevo, wo liegt denn das?, fragten sich im Sommer 1914 die Europäer. Bis vor kurzem konnten auch die wenigsten etwas mit Städtenamen wie Mariupol oder Wuhan anfangen. Es ist jedes Mal dasselbe. Ein Krieg, der Ausbruch eines Virus, Ereignisse am Rand Europas oder gar auf einem anderen Kontinent zerstören die scheinbare Stabilität.

Dem Westen wird bewusst, wie überheblich er war

Jedes Mal fragen sich die Menschen: Wie ist das möglich? Der Mangel an Vorstellungskraft und die Gleichgültigkeit gegenüber dem, was sich an den Rändern zusammenbraut, sind die einzigen Konstanten. Schon die Welt des Krimkriegs im 19. Jahrhundert war vernetzt. Dank Globalisierung und Internet herrscht heute jedoch Hyperkonnektivität. Alles hängt zusammen, und auch die Schweiz ist trotz ihrer hochheiligen Neutralität Teil davon.

Die Jahre 2020 bis 2022 markieren eine atemberaubende Häufung von Veränderungen: die Pandemie, der Abzug aus Afghanistan und der Ukraine-Krieg. Jedes Ereignis für sich bedeutet eine Zäsur, alle drei zusammen bilden eine Super-Zeitenwende. Vielleicht wird man diese drei Jahre in der Rückschau als einen Kipppunkt begreifen, der die Geschichte des 21. Jahrhunderts nachhaltig veränderte.

Corona trug die Vorstellung zu Grabe, die Globalisierung berge nur wirtschaftliche und soziale Risiken. Sie ist auch ein Gesundheitsrisiko. Die Globalisierung deswegen zurückzudrehen, wäre falsch. Aber wir werden uns intensiver auf die damit verbundenen Gefahren für die Gesundheit vorbereiten müssen: durch Forschung, bessere Vorwarnung und Unterstützung für Afrika und Asien, wo Viren gehäuft auf den Menschen überspringen. Entwicklungshilfe dort dient der Gesundheitsvorsorge in Europa. Alles hängt eben zusammen.

Der Krieg in der Ukraine ruft allen Schweizern in Erinnerung, dass dieses sich so wehrhaft dünkende Volk eine fette Friedensdividende eingestrichen hat. Der Begriff «bewaffnete

Neutralität» ist ein Hohn angesichts von Verteidigungsausgaben in Höhe von 0,7 Prozent des Bruttoinlandprodukts. «Wehrlose Neutralität» wäre ein passenderes Wort.

Die vermeintliche Stabilität ab 1989 war der ideale Nährboden für Selbstbetrug. Das ist jetzt vorbei. Es ist nicht mit der Beschaffung von Kampfflugzeugen getan. Die Schweizer Armee wird bald einige grosse Waffensysteme ausser Dienst stellen und benötigt Ersatz. Panzer, Panzerhaubitzen, eine moderne Flugabwehr und endlich bewaffnete Drohnen – 0,7 Prozent werden da nicht genügen.

Das wird in der Debatte gipfeln, wie moderne Landesverteidigung aussieht in einer Zeit, in der wir zwar von befreundeten Nationen umgeben sind, ein weit entfernter Konflikt aber die Schweiz unmittelbar betrifft. Trotz Neutralität muss die Schweiz ihre Freiheit gegen einen Aggressor verteidigen, der die europäische Ordnung zerstören will.

Und schliesslich ist da noch Afghanistan, ein fast schon wieder vergessenes Menetekel, dessen Finale keine zwölf Monate zurückliegt. In Kabul fand eine Fehleinschätzung ihr Ende, die ebenfalls 1989 ihren Anfang nahm. Die USA und ihre Nato-Partner schlüpfen in die Rolle des Weltpolizisten. Mit humanitären Interventionen und harter Interessenpolitik erzwangen sie Regimewechsel. Liberale Weltordnung nannte sich das: Der Westen verteidigt seine Werte am Hindukusch.

Das afghanische Debakel sollte Anlass sein, sich in etwas zu üben, was nicht zu den westlichen Kernkompetenzen gehört – Bescheidenheit. Wir können der weiten Welt unsere Werte nicht aufzwingen, aber wir müssen sie dort entschlossen verteidigen, wo es wirklich in unserer Macht liegt: in Europa.

Wie viel Schmerz halten wir aus?

Der Westen sollte sich nur für eine Sache einsetzen, an die er glaubt. Die Freiheit in der Ukraine ist so eine Sache. Aber wir sollten bescheiden bleiben und keine Flugverbotszone in der Ukraine fordern. Am Schluss fehlt der Mut dazu, weil niemand den dritten Weltkrieg provozieren will.

Man darf nur Dinge versprechen, die man halten kann. Die letzten dreissig Jahre liessen den Westen glauben, er sei unbesiegbar. Die letzten zwölf Monate zeigen, dass dies eine grandiose Selbsttäuschung war.

Der Fall von Kabul und die Invasion in der Ukraine zwingen den Westen, über ein realistisches Selbstbild nachzudenken. Realismus und Bescheidenheit sind angesagt, der überambitionierte Entwurf der liberalen Weltordnung ist passé.

Die Jahre 2020 bis 2022 halten für die erfolgsverwöhnten westlichen Gesellschaften eine Lektion bereit: weniger Hybris und mehr Durchhaltevermögen – oder neudeutsch: Resilienz.

Ivan Krastev, einer der grossen Intellektuellen unserer Zeit, kommentiert den Ukraine-Krieg mit den Worten: «Wir gehen vom Zeitalter der sanften Macht ins Zeitalter der Resilienz über: Die sanfte Macht war die Strategie des Westens, seine Attraktivität als Waffe einzusetzen. Resilienz ist die Fähigkeit liberal-demokratischer Gesellschaften, andere daran zu hindern, ihre Verwundbarkeit als Waffe gegen sie einzusetzen.»

Und Krastev fügt hinzu: «Im Zeitalter der Resilienz zählt eher der Schmerz, den man ertragen kann, als der Schmerz, den man anderen zufügen kann.»

Wie viel Schmerz halten wir aus? Diese Frage klingt unangenehm pathetisch und altmodisch. Sie ist aber berechtigt, gerade wenn man darunter nicht nur physisches Leid

versteht, sondern die Abwägung, welche **Nachteile wir akzeptieren im Tausch für wirksame Sanktionen gegen Putin.**

Was die Sanktionen anlangt, habe ich einen leisen Verdacht. Wer deren Übernahme ablehnt und für eine bedingungslose Neutralität eintritt, verteidigt seine Bequemlichkeit: nämlich die trügerische Hoffnung, dass die Stürme der Gegenwart die Schweiz verschonen mögen. Das allerdings ist im Zeitalter der Hyperkonnektivität eine Illusion. **Die Schliessung der Grenzen hat das Coronavirus so wenig ausgesperrt, wie die Neutralität die Schweiz aus Konflikten heraushält.**

Neutralität bietet keinen Schutz vor Cyberangriffen oder einem Unterbruch der Energieimporte. Totale Souveränität ist ein Synonym dafür, in der Krise allein zu stehen.

In der Globalisierung wird es künftig weniger um Effizienz und mehr um Resilienz gehen

Ein partieller Souveränitätsverzicht nicht durch Beitritt zu EU und Nato, sondern durch enge Beziehungen zu diesen Institutionen schafft Sicherheit im Verbund. Das ist heute mehr wert als ein abstraktes Prinzip. Neutralität dient der Selbsterhaltung. **Wo Neutralität die Selbsterhaltung gefährdet, muss sie neu interpretiert werden.** Das hat die Schweiz im ersten Kalten Krieg übrigens nicht anders gehalten.

In der Ukraine werden völkerrechtliche Grundsätze grob missachtet. Auch die Neutralität ist ein völkerrechtliches Prinzip, und wir sollten uns nicht zu fest darauf verlassen, dass andere sie respektieren. Gewalt macht alle Regeln zunichte. Neutralität umfasst zudem nur die militärische Dimension, und die genügt im Zeitalter der Hyperkonnektivität nicht mehr. Das bekommt gerade Putin zu spüren. Der Westen ist völkerrechtlich keine Kriegspartei. Dennoch schädigen die Sanktionen die russische Wirtschaft schwer.

Die Pandemie, der Abzug aus Afghanistan und der Krieg in der Ukraine – die **Super-Zeitenwende lässt sich auf einen Nenner bringen. Der Westen hat die Bedeutung von Sicherheit und Resilienz sträflich unterschätzt.**

Sicherheit hat eine militärische Komponente, aber nicht nur. Sie ist wirtschaftlicher Natur, aber nicht nur. Sie lässt sich mit Geld kaufen, aber nicht nur. Sicherheit ist genauso eine Frage der Mentalität und der inneren Kraft. Der heroische Kampf der Ukrainer schärft das Bewusstsein dafür, dass ohne Freiheit Sicherheit nicht viel wert ist.

Daher darf man Sicherheit nicht monokausal und nicht zu eng definieren. Sie ist ein Zustand, in dem eine Gesellschaft über genügend Wahlmöglichkeiten verfügt. Das klingt simpel, ist aber kompliziert. Alternativen sind immer aufwendig. Wer nicht von russischem Gas abhängig sein will, braucht eine Infrastruktur für Flüssiggas oder andere Energiequellen.

Die Globalisierung reimte sich bisher auf Profit. Der neue Vers lautet: Effizienz und Resilienz. Beide gehören zusammen. Die Globalisierung 2.0 muss Wohlstand und den zu seiner langfristigen Erhaltung nötigen Aufwand austarieren. Denn alles ist möglich. Lieferketten können reißen; die offenen Grenzen des Schengen-Raums können über Nacht dichtgemacht werden.

Zur Sicherheit gehört, sich nicht von einer Abhängigkeit in die nächste zu flüchten. Nach dem Ölembargo der Scheichs wandte sich Westeuropa Moskau zu. Heute ist Deutschland von russischem Gas abhängig wie ein Junkie.

Dass Berlin das Sanktionsregime gegen Russland bremst, ist das beschämende Resultat einer Politik, die zu wenig auf Alternativen achtete. Sie gipfelte in Deutschland im überstürzten Verzicht auf Atomkraftwerke.

In Alternativen zu denken, erhöht die Sicherheit

Die Erderwärmung erzwingt den Ausstieg aus der fossilen Energie. Zugleich geht die Elektrifizierung mit dem Risiko neuer Abhängigkeiten einher. Denn China verfügt in fast monopolartiger Weise über viele der hierfür notwendigen Rohstoffe. Ein forciertes Verzicht auf fossile Energie oder ein verfrühter Stopp der Investitionen in herkömmliche Technologien bergen daher grosse Gefahren.

Angesichts ehrgeiziger Klimaziele will niemand hören, dass fossile Energieträger noch lange zu einer diversifizierten Strategie gehören. Sicherheit ist die Fähigkeit, in Zusammenhängen zu denken.

Das grösste Sicherheitsrisiko sind daher die furchtbaren Vereinfacher. Sie wollen den Bürgern einreden, dass man keine Kampfflugzeuge mehr benötigt, weil alle Kriege heute Cyber-Warfare seien oder gar nicht mehr stattfinden.

Sie wollen den Bürgern einreden, dass ohne Erreichung des 2-Grad-Ziels der Weltuntergang unausweichlich sei.

Sie wollten den Bürgern einreden, dass die grösste Bedrohung das Coronavirus sei, und fordern eine Null-Covid-Politik ohne Rücksicht auf Kosten und Kollateralschäden.

Jeder hat sein Lieblingsrisiko und ist blind für alle anderen Risiken. Sicherheit heisst, solchen Vereinfachungen zu widerstehen und die Anstrengung der Komplexität auszuhalten.

Die letzten dreissig Jahre haben mich skeptisch gemacht gegenüber grossen Theorie-Entwürfen und allen Ambitionen der Menschheitsverbesserung. Menschen sind nun einmal Mängelwesen. Es mangelt ihnen beispielsweise notorisch an Vorstellungskraft. Deshalb tun sie sich schwer, die Zukunft vorherzusehen. Auf die Frage, was Planungen über den Haufen werfe, antwortete der britische Premierminister Harold Macmillan abgeklärt: «Events, dear boy, events.»

Weil das so ist, sollten Menschen offen sein für unvorhergesehene Ereignisse; sie sollten bereit sein, auf neue Situationen mit neuen Ideen zu reagieren statt mit dem Recycling von Routinen; und sie sollten sich vor radikalen Vereinfachungen und absoluten Wahrheiten hüten.

Wir müssen in Alternativen denken, denn alles ist möglich. Und wir müssen den Streit aushalten, der mit der Diskussion über die beste Option einhergeht. Das ist wahre Resilienz, und darin sind Demokratien besser als alle anderen Herrschaftsformen. Geniessen wir die Freiheit nach dem Ende der Pandemie, aber denken wir daran, dass dieses Geschenk immer wieder verteidigt werden muss.